



„Buona sera, Maestro!“

WILHELM HORVATH
IM GESPRÄCH

GEB. 1934 | LANGENTAL

„ICH HABE ES KEINEM ERZÄHLT, ES HÄTTE MIR NIEMAND GEGLAUBT“

Ein mangelhaft ausgeprägtes historisches Bewusstsein im Allgemeinen und ein fehlendes Unrechtsbewusstsein im Speziellen waren lange Zeit der Grund dafür, dass der Völkermord an den österreichischen Roma und Sinti nur in der Erinnerung der Überlebenden vor dem Vergessen bewahrt wurde. Rund 90 % der ca. 8.000 Burgenland-Roma, der mit Abstand größten österreichischen Roma-Gruppe vor 1938, wurden während der nationalsozialistischen Herrschaft ermordet. Ihre Kultur war nahezu ausgelöscht, die wirtschaftliche Existenzgrundlage vernichtet und die soziale Struktur zerstört.

Als Simulanten und Lügner verunglimpft, standen die Überlebenden nach 1945 vor einem Scherbenhaufen. Vielen gelang es nicht, sich damit abzufinden – sie flohen in die Anonymität der Städte und suchten ihre Roma-Herkunft zu verbergen. Andere zeigten sich weiterhin als Roma und mussten feststellen, dass die Befreiung vom Nationalsozialismus die Kontinuität der Diskriminierung nicht durchbrechen konnte.

Darüber geben die 15 Lebensgeschichten Auskunft, die zwischen 2006 und 2008 vom Verein „Roma-Service“ aufgezeichnet wurden und nun – als Sonderreihe der vereinseigenen Zeitschrift „dROMa“ – erstmals als Edition vorliegen. Sie veranschaulichen, was es bedeutet hat, einer ausgegrenzten und der Vernichtung preisgegebenen Minderheit anzugehören, sie zeigen, welche Last auf den Schultern der nachfolgenden Generation liegt, und sie belegen, dass die Kultur der Roma selbst Verfolgung und Ausgrenzung überdauern konnte.

Mri Historija („Meine Geschichte“) verweist in diesem Sinne auf einen vergessenen Teil der österreichischen Geschichte, drückt aber auch ein neues Selbstbewusstsein aus, das das Recht auf Anerkennung offen einfordert.

Die insgesamt 15 Broschüren sind jeweils einer Person gewidmet und umfassen das Gespräch, illustriert mit privaten Fotos und historischen Dokumenten, eine vom ORF-Burgenland produzierte DVD sowie eine Kurzbiografie.

Bei der Zusammenstellung der Sonderreihe wurde darauf geachtet, unterschiedliche Berufssparten und Regionen (Nord- und Südburgenland) zu berücksichtigen und mehrere Generationen zu Wort kommen zu lassen: Elf Interviewpartner wurden vor oder während der NS-Herrschaft geboren, vier nach 1945. Allerdings war es auch durch intensivstes Bemühen nicht möglich, mehr als zwei Interviewpartnerinnen zu gewinnen.

Vier der Zeitzeugengespräche wurden auf Roman (Burgenland-Romani) geführt und sind deshalb zweisprachig wiedergegeben. Bei der Verschriftlichung der Interviews haben wir darauf geachtet, die sprachlichen Eigenheiten weitgehend zu bewahren. Eine – behutsame – Bearbeitung bzw. Kürzung der Transkriptionen war jedoch unumgänglich und führt bisweilen zu Unterschieden zwischen der Text- und Videofassung. Jede Broschüre ist als eigenständige, in sich geschlossene Veröffentlichung zu betrachten und kann einzeln erworben werden. In limitierter Auflage wird auch eine Gesamtedition erhältlich sein.

Viele der Interviewpartner haben über manches Ereignis mit uns überhaupt zum ersten Mal gesprochen. Wir danken ihnen und ihren Familien für ihr Vertrauen!

Schukar tumenge palikeras! Te del o Del hot tumaro pharipe taj schukaripe le ternenca dureder te dschil taj schoha na pobisterdo te ol!

Emmerich Gärtner-Horvath und das Projektteam



Gartenstraße 3, 7511 Kleinbachselten

Tel./Fax: +43 (0)3366 78634

E-Mail: office@roma-service.at | www.roma-service.at

„Buona sera, Maestro!“

WILHELM HORVATH

IM GESPRÄCH MIT MICHAEL TEICHMANN & EMMERICH GÄRTNER-HORVATH
FEBER, APRIL 2006 – OBERPULLENDORF

Wilhelm Horvath wurde 1934 im mittelburgenländischen Ort Langental (Großwarasdorf, Bezirk Oberpullendorf) geboren; er lebt heute in Oberpullendorf.

„STATT IN DIE SCHULE BIN ICH NACH LACKENBACH GEKOMMEN“

Ich bin am 10. April 1934 in Langental geboren worden. Dort bin ich schon als Kind mit vier Sprachen aufgewachsen: Kroatisch, „Zigeunerisch“, Deutsch und Ungarisch. Und dort sollte ich auch in die Schule gehen, im Herbst 1940. Aber stattdessen ist der Lastwagen mit der SS gekommen, und sie haben mich ins Lager Lackenbach gebracht. Statt in die Schule bin ich nach Lackenbach gekommen. Dann war ich im Lager und das Erste, was sie dort getan haben, war, die Erwachsenen zur Arbeit zu holen. Mein Vater hatte Glück und ist in den Meierhof nach Unterpullendorf [Bezirk Oberpullendorf] gekommen. Und weil die Besitzer meinen Vater sehr mochten, hat er zu ihnen gesagt, dass er einen Haufen Kinder im Lager hat. Und sie haben geantwortet: „Die Älteren, die schon arbeiten können, die holen wir raus, aber mit den ganz Kleinen können wir nichts anfangen.“

Und so haben wir von 1940 bis 1942 in Lackenbach bleiben müssen, im Lager. Erst dann haben wir zum Meierhof raus können. Und dann haben wir im Meierhof bleiben müssen, bis der Krieg aus war. Danach haben wir nach Hause gehen können, aber das Haus war komplett ausgeräumt. Sogar das Geschirr haben sie mitgenommen,



Wilhelm Horvath, Oberpullendorf, 2009

und aus lauter Bosheit haben sie noch die hintere Mauer umgeschmissen, so dass wir nicht einmal drinnen wohnen konnten. Deshalb haben wir noch länger im Meierhof bleiben müssen, bis wir mit gesammelten Ziegeln die Mauer wieder aufbauen und im Haus wohnen konnten.

Können Sie schildern, wie damals das Leben für die Roma in Langental war?

Die Mehrzahl war gegen die „Zigeuner“. In unserer Gemeinde hat es zwar einzelne „Nicht-Zigeuner“ gege-

ben, die mit uns befreundet waren und sogar „Zigeunerisch“ gelernt haben, aber die meisten waren gegen uns, vor allem gegen die Erwachsenen. Den Kindern gegenüber waren sie nicht so böse.

Meine Oma war kränklich und sie hat sich immer hinter dem Kleiderschrank vor den Nazis versteckt. Aber dann hat sie doch ein Nazi aus Langental verraten. Dann haben sie auch die Oma ins Lager gebracht, und zwei Wochen später ist sie vor lauter Kummer gestorben. Mein Onkel Pischto, der Bruder meiner Mutter, hat diesen Nazi nach dem Krieg zur Rede gestellt und zu ihm gesagt: „Du elendes Nazischwein, dir habe ich es zu verdanken, dass meine Mutter gestorben ist!“ Und er hat nur geantwortet: „Nein, Pischto, ich bin nicht schuld, die anderen waren schuld.“ Ja, was willst du machen? Schuld waren alle. Weil sie alle gegen uns waren. Und dann hat er gesagt: „Pischto, ich schenk dir etwas.“ „Geh, lass“, hat Pischto daraufhin gesagt: „Was soll ich damit?“ Eine Ziege hat er ihm schenken wollen. „Jetzt hab’ ich selbst zu essen, jetzt brauch ich’s nicht mehr!“ Und das war’s dann, sie sind im Bösen auseinander gegangen.

Wie groß war die Roma-Siedlung in Ihrer Kindheit, wie viele Roma haben da gelebt?

In Langental waren mit den Kindern an die 70 Roma. Sie haben alle kleine Häuschen gehabt, mit einem Schlafzimmer und der Küche. Wir haben auch nur ein Schlafzimmer gehabt. Dort haben die Eltern mit uns gelebt. Wir waren neun Kinder und haben in einem Zimmer geschlafen. Das Haus steht noch.

Und wovon haben die Roma damals gelebt?

Na ja, Faule hat es damals schon auch gegeben, wenn man ehrlich ist. Aber die meisten waren – wie sagt man? – Tagelöhner bei den Bauern. Als Lohn haben sie dann ein paar Kilo Kartoffeln bekommen oder Milch und Butter. Eventuell einmal ein Hendl. Geld hat es damals ja nicht gegeben. Sie haben auch kein Geld wollen. Was hätten sie damit auch tun sollen?

Was war Ihr Vater von Beruf?

Mein Vater war auch Musiker: Klarinettist.

Und hat es damals noch eine Möglichkeit für Ihren Vater gegeben, zu Auftritten zu kommen?

Sie haben damals mehr Erfolg als heute gehabt, weil die Jugend, die geht ja nicht mehr zu einer Zigeunermusik. Die wollen nur in die Disko. Aber früher, als mein Vater gespielt hat, haben sie ja nicht nur hier im Umkreis gespielt, sondern sind auch nach Ungarn gefahren. Die Ungarn haben gar nicht gewusst, dass die Zigeunerkapelle aus dem Burgenland kommt. Und auffallend war, dass die burgenländischen Roma alles spielen konnten: Strauß-Walzer, Märsche usw. Die ungarischen Musiker haben nicht dieses Repertoire gehabt. Noch heute ist es so. In Ungarn gibt es so viele gute junge Musiker, aber wenn man zu ihnen sagt: „Spiel einmal ‚Frühlingsstimmen‘ oder den ‚Kaiserwalzer‘!“, heißt es nur: „Ja, was ist das?“ Das kennen sie nicht. [*zwei Walzer von Johann Strauß (Sohn)*] Die können zwar ihre virtuellen Sachen spielen, aber kein Programm.

Hat es in Ihrer Kindheit auch Kontakt zu den Nicht-Roma-Kindern gegeben? Hat man miteinander gespielt?

Ja, es hat Kontakte gegeben. Nach dem Krieg war es viel schlimmer, da haben die Kinder oft erst gewusst: Aha, das sind „Zigeuner“! Davor, vor dem Krieg, haben es viele gar nicht registriert. Die Kinder haben miteinander gespielt. Unsere Nachbarn haben auch viele Kinder gehabt, und die wollten manchmal bei uns schlafen. Und meine Mutter hat gesagt: „Ja, Kinder, wo wollt ihr denn schlafen? Wir haben ja selbst keinen Platz.“ Das hat ihre Mutter – Tante Lisa haben wir sie genannt – gehört. Sie haben ein größeres Haus gehabt als wir. Und da hat sie gesagt: „Willi, willst du morgen bei uns schlafen?“ Und dann habe ich manchmal bei ihnen geschlafen.

Es hat keine Berührungängste gegeben?

Nein. Wissen Sie, die Nicht-Roma haben auch Ausnahmen gemacht: Wir waren sozusagen angesehene „Zigeuner“, weil wir Musiker waren. Schon meine älteren Brüder waren Musiker. Sie haben Geige, Bratsche und Klarinette gespielt, und der jüngere Bruder, der schon gestorben ist, war Zymbalspieler. Wir waren keine Zanker, keine Raufbolde, fremde



bürger. Somit wäre der Grundsatz der demokratischen Länder, daß jeder vor dem Gesetze gleich sei, voll- auf berücksichtigt.~~xxx~~

Dem Grundsatz gemäß, daß in einem gesitteten Staate, insbesondere aber im Dritten Reich, nur der- jenige leben kann, der auch etwas schafft und leistet, müßten die Zigeuner zwangsweise einer dauernden ihrer Art entsprechenden Arbeitspflicht unterworfen werden. Dabei müßte man die Männer von den Frauen getrennt in Zwangsarbeitsanstalten bzw. Arbeitslagern unterbringen. Gefährlich wäre es, die Zigeuner einzeln in Privat- unternehmungen oder in einer Bauernwirtschaft arbeiten zu lassen. Sie müßten unbedingt geschlossen an den Arbeitsstellen eingesetzt werden. Der Zwang ist schon deswegen erforderlich, weil alle Versuche, sie zur frei- en Übernahme von Dauerarbeiten zu veranlassen, bisher jämmerlich gescheitert sind. Der Zigeuner wird nur dann

Großwarasdorf, 1935 | Textauszug aus der Denkschrift „Die Zigeunerfrage“ des burgenländischen Landes- hauptmanns und Gauleiters Tobias Portschy, August 1938 (Bestand DÖW)

Sachen haben wir uns nie aneignen wollen. Denn viele sind stehlen gegangen, das muss man auch zugeben. Ich bin auch stehlen gegangen, wenn der Kukuruz reif war. [Lachen] Dann sind wir auf die Felder gegangen. Und als Kinder sind wir manchmal raus und haben Feuer gemacht. Die Kartoffeln haben wir ins Feuer gegeben, gebraten und dann gegessen.

„DIE FAMILIE KAUTZ WAR UNSER RETTER“

Können Sie schildern, wie Sie das erlebt haben, als Sie eigentlich in die Schule hätten kommen sollen und die SS Sie und Ihre Familie nach Lackenbach transportiert hat?

1940 war ich sechs Jahre alt und im Herbst hätte die Schule begonnen. Beim Haus des Langentaler Bürgermeisters haben sie dann aber alle Roma-Kinder und -Familien vom Dorf zusammengetrieben. Von unserem Haus waren es vielleicht 200 Me- ter dort hinauf. Dann sind alle auf die Lastwägen gekommen. Wir sind zusammen mit sechs anderen Familien abtransportiert worden. 28 Leute waren

auf dem Lastwagen. Nach Lackenbach ist es ja nicht weit, das sind vielleicht 16 bis 18 Kilometer.

Und sind zwischen 1938 und 1940 schon Roma aus Langental deportiert worden?

Nein, aber ein paar „Zigeuner“ waren Soldaten, und dann haben die Nazis festgestellt, dass es sich um „Zigeuner“ handelt. Sie waren in Uniform, als die Nazis sie ins Lager transportiert haben. Und viele sind dann von Lackenbach nach Dachau oder Auschwitz gekommen.

Wie haben Sie dann die ersten Tage in Lackenbach erlebt? Wie war das Lager organisiert?

Sie haben die Familien in den Baracken zusam- mengehalten. Wir waren in Baracke 2, und dort hat es Nachbarpritschen gegeben, wo die Familien zusammen liegen konnten. Wir haben drei, vier Pritschen gehabt. Auf einer Pritsche waren drei, vier kleinere Kinder, dann sind zwei, drei größere Kin- der auf der nächsten gekommen. Die Eltern waren getrennt, die waren nicht zusammen.

In Lackenbach hat man als kleines Kind nicht arbeiten gehen brauchen, ich war ja erst sechs Jahre



„Zigeunerlager“ Lackenbach, 1940. Zwischen November 1940 und April 1945 waren insgesamt circa 4.000 Roma, vorwiegend Burgenland-Roma, in Lackenbach interniert. Der Großteil der Häftlinge wurde von hier nach Łódź oder Auschwitz-Birkenau deportiert, zumindest 237 Personen starben in Lackenbach selbst.

alt. Aber die größeren Kinder sind schon eingespannt worden. Sie haben mit hinaufgehen müssen, wenn es Waldarbeiten gegeben hat. Die kleinen Äste sammeln, das haben die Kinder machen müssen. Mein älterer Bruder, der Lozi, hat schon zu den Waldarbeiten antreten müssen.

Hat man als Kind hinausgehen können? Wie streng war das Lager bewacht?

Nein, wir haben nicht hinausgehen dürfen. Nur der Vater, der hat alle zwei Wochen rausdürfen. Und da hat er uns dann mit seinem Rucksack etwas zu essen gebracht, aber nur, wenn ihn der wachhabende Soldat gekannt hat. Sonst hat er das, was er für die Kinder im Rucksack gehabt hat, abgeben müssen. Wir haben nicht rausgehen dürfen, aber der Vater hat sich mit uns ein paar Minuten unterhalten können. Und dann hat er sich wieder verabschiedet und zum Meierhof in Unterpullendorf zurückgehen müssen.

Wenn Sie sich die Zeit in Lackenbach ins Gedächtnis rufen, was sind für Sie die einschneidendsten Erinnerungen?

Wir waren einfach froh, dass wir noch heil rausgekommen sind. Die Familie Kautz war unser Retter. Sie haben uns rausgeholt. *[Sie wurden der Familie Kautz als Zwangsarbeiter zugeteilt und aufgrund dessen außerhalb des Lagers untergebracht.]* Weil nur ein, zwei Wochen später hätte es sein können, dass wir in einen Transport nach Auschwitz gekommen wären, oder nach Dachau und wo die anderen überall hingekommen sind. Nach Polen sind auch viele von Lackenbach aus deportiert worden. *[Gemeint sind die Deportationen ins Ghetto Łódź. Das Ghetto Łódź/Litzmannstadt umfasste ein „Zigeunerlager“, in das im November 1941 über 5.000 Roma aus dem Burgenland, 2.000 davon allein aus Lackenbach, deportiert wurden.]* Wir waren froh und wir waren auch dankbar.

Und später, als wir dann schon im Meierhof waren, ist das Umgekehrte passiert: Die Familie Kautz hat drei Kinder gehabt. Mein Bruder, der Hansi, der vor ein paar Wochen gestorben ist, ist in Lackenbach geboren worden. Und wir sind mit ihm und dem Edi zum Meierhof gekommen. Dann, 1945, als die Russen bereits da waren, ist der Kautz mit seiner Familie am Tisch beim Essen gesessen, und ein besoffener Russe – viele von ihnen haben gesoffen – hat sein Gewehr beim Fenster reingehalten und hat sie erschießen wollen. Und mein Bruder, der Lozi, hat diesem Soldaten von hinten das Gewehr heruntergerissen. Dann hat er gewartet, bis Hilfe gekommen ist, bis die anderen Soldaten gekommen sind, und die haben ihn *[den Russen]* dann verjagt und erschossen.

Und das hat der Kautz dem Lozi nie vergessen können, und die Töchter der Familie Kautz sind alle zum Begräbnis meines Bruders gekommen, so als ob ihr eigener Bruder gestorben wäre. Wir sind ja praktisch zusammen aufgewachsen. Der Kautz ist vor ein paar Jahren gestorben, seine Frau auch. Das waren so feine Leute, die haben uns nie so behandelt, im Sinne von: „Die kommen aus dem Lager, das sind meine Sklaven, meine



Der ehemalige Meierhof in Unterpullendorf, 2009 | Grabstein für die im Anhaltelager Lackenbach ermordeten Roma und Sinti im jüdischen Friedhof von Lackenbach

Gefangenen.“ Wenn sie was gegessen haben, dann hat der Chef [*Herr Kautz*] gesagt: „Mariza, gib dem Willi auch was!“ Und dann haben sie das Essen aufgeteilt. Das waren feine Leute.

Das war ja enormes Glück, dass Sie in den Meierhof kamen ...

Ja. Viele sind deportiert und ermordet worden, auch die Familie meines Onkels Giszelo [*ein Bruder des Vaters*]. Bis auf die Mimi – die ist vor ein paar Jahren in Rechnitz [*Bezirk Oberwart*] in der Lungenheilanstalt gestorben – sind alle umgekommen. Die Mimi ist mit der [*eintätowierten*] Nummer aus dem Auschwitz-Lager heimgekommen. Sonst sind alle im Lager geblieben, auch die kleineren Kinder.

Wie war die Ernährung in Lackenbach?

Zu 80 Prozent hat es Steckrüben gegeben, ohne Geschmack, salzlos. Das war die Hauptmahlzeit. Ich kann mich noch gut erinnern. Und die Kartoffeln waren nicht geschält. Und dann hat man mit dem Blechnapf antreten müssen. Aber weil der Hunger so groß war, hat es geschmeckt. Der Vater

hat uns hin und wieder etwas mitgebracht, ein Stück Speck, und dann haben wir ein Stück Speck dazu gehabt, und das war gut.

1942 kamen Sie in den Meierhof?

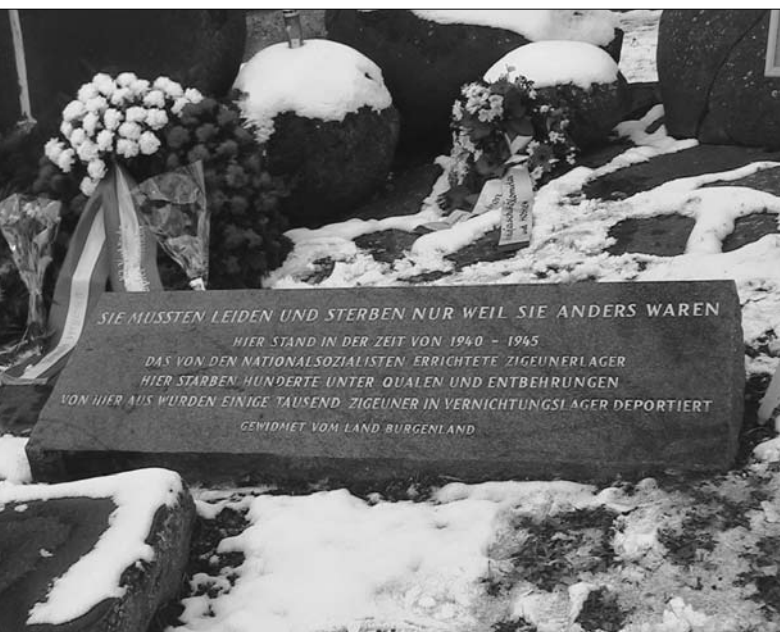
Ja, es war im Oktober. Ich kann mich erinnern, wie wir im Pferdewagen unterwegs waren und über Raiding [*Bezirk Oberpullendorf*] fielen die ersten Schneeflocken.

Waren andere Familien auch im Meierhof?

Ja, im Meierhof waren Familien aus Haschendorf und Girm [*zwei kleine Ortschaften im Bezirk Oberpullendorf*]. Die haben auch Horvath geheißen. Wir waren die vierte Familie, und dann war noch eine ungarische Familie dort. Insgesamt waren also fünf Familien in dem Meierhof.

Es muss ja eine furchtbare Bedrohung gewesen sein, in ein anderes Lager deportiert zu werden.

Ja, genau. Davor hatten wir die meiste Angst. Und viele sind ja auch an Typhus gestorben, und viele sind erschossen worden. Die, die versucht haben zu fliehen, sind gleich erschossen worden.



Das Mahnmal für die im Lager Lackenbach internierten, getöteten und von hier deportierten Roma und Sinti, errichtet 1984

Ich kenne die Familie von einem der damaligen Soldaten, der selbst zwei „Zigeuner“ erschossen hat. Er hat keine Strafe bekommen, weil er ein Wachposten war.

GINA LOLLOBRIGIDA, TONY CURTIS, LEX BARKER ...

Haben Sie nach 1945 die Schule besuchen können?

Ja, als ich dann erstmals in die Schule gekommen bin, das war 1946, war ich zwölf Jahre alt. Da bin ich in die erste Klasse gekommen. Und unser Lehrer war so ein netter Kerl, Gyöngyes hat er geheißen, ein Ungar. *[Es handelt sich um denselben Lehrer, den auch Adolf Papai (Heft 06) sehr positiv beschrieben hat.]* Und der hat, wenn er gemerkt hat, dass einer mitlernt und gut vorankommt, nicht gewartet, bis das Semester zu Ende war. Die Schule hat im September begonnen, und im Dezember bin ich dann schon in die zweite Klasse gekommen. Und von der zweiten nicht in die dritte, sondern gleich in die vierte, und von der

vierten bin ich dann ausgestiegen, mit 14. Ich war ein guter Schüler.

Und dann war ich knapp 15, da habe ich Glück gehabt. In Wien hat es einen bekannten Geiger, einen Primas, Horvath Franz, gegeben. Der Vater hat mir eigentlich Klarinette beibringen wollen, aber die Mama hat gesagt: „Ja, bist du narrisch? Jetzt haben wir schon den Sandor als Klarinettenisten, du bist auch Klarinettenist und jetzt willst du, dass der Willi auch noch Klarinettenist wird. Drei Klarinetten in einer Familie, das geht doch nicht!“ „Nein“, hat der Vater daraufhin gesagt, „dann wirst du eben Bass lernen.“ „Nein, Papa“, habe ich gesagt, „ich will nicht Bass lernen, ich will Zymbal lernen.“ „Aber bei wem willst du denn Zymbal lernen?“, hat mein Vater gesagt. Also sollte ich Bass lernen, aber mit 15 habe ich nicht einmal 37 Kilo gehabt, und für den Bass braucht man auch ein bisschen Kraft. „Na, das wird schon“, hat mein Vater gesagt.

Ja, und so bin ich nach Wien aufs Horak-Konservatorium gekommen *[das heutige Franz-Schubert-Konservatorium, seit 1961 mit Öffentlichkeitsrecht]*. Und dazwischen waren die Osterferien, und da bin ich nach Hause gefahren, und der Vater hat mit seinen Kollegen gewartet. „Und, kannst schon was? Wir haben dir da was abgeschrieben, probier das einmal!“ Ich habe das Stück von den Noten ablesen müssen. Und ein Kollege meines Vaters hat zu ihm gesagt: „Du, der kann schon mehr als wir alle zusammen.“ Da haben sie mich nicht mehr zurückgehen lassen.

Dann habe ich dem Franz *[dem oben erwähnten Primas Franz Horvath]* geschrieben: „Du, die lassen mich nicht mehr zurück, meine Eltern.“ Und er hat zurückgeschrieben: „Komm nur, ich zahl es dir.“ Damals hat das Konservatorium 40 Schilling für ein ganzes Jahr gekostet. Ich habe bei Professor Formanek *[Prof. Adolf Formanek, Kontrabassist des Orchesters der Wiener Volksoper]* gelernt, er war der beste Bassist damals.

Ich habe noch eineinhalb Jahre durchgehalten, und dann habe ich schon Geld verdienen müssen. Da war ich in Frankfurt. Damals hat die Mama noch unterschreiben müssen, sonst hätten wir keinen Reisepass bekommen, und die Mama hat gesagt: „Du gehst mir nicht nach Deutschland. Du wirst dir die ersten Wochen schon eine *lumni* *[Romani für*



Wilhelm Horvaths Jahreszeugnis, Horak-Konservatorium, Wien, 1951 | Wilhelm Horvath in Rom, 1965

„Prostituierte“] suchen.“ Dann habe ich gesagt: „Nein, Mama, ich geh doch nicht deswegen nach Deutschland.“ Ja, und dann hat sie es eingesehen.

Damals haben wir einen Anfangslohn von 600 Mark gehabt, aber man hat nur 170 oder 180 Mark heimschicken dürfen. Ein-, zweimal habe ich gedacht, riskieren wir es, und ich habe mehr hineingegeben, aber der Brief ist nie angekommen. Wenn Geld im Brief war, haben sie ihn aufgemacht und weg war er. Später hat man dann schon 400 Mark schicken dürfen, und bald darauf hat es keine Beschränkung mehr gegeben. Die Mama hat mir dann geschrieben: „Ja, woher kannst du mir so viel Geld schicken?“ Wir haben ja damals in einem Lokal, dem „Hungaria“, in Frankfurt gespielt. Und Lohn war nicht viel, 600 Mark, aber wir haben jeden Tag 30 bis 40 Mark Trinkgeld bekommen. Damals waren ja die Amerikaner in Frankfurt, und die haben uns Dollar gegeben für jedes Lied. Wir haben gut verdient.

Sind Sie damals eigentlich alleine nach Deutschland gekommen?

Ja, die Kapelle war schon dort. Die waren schon länger draußen.

Aha, da haben Sie gewusst, dort können Sie hinfahren?

Ja, zuerst bin ich nach Düsseldorf gefahren, und dann habe ich gehört, in Frankfurt gibt es eine Kapelle, die sucht einen Bassisten. Das heißt, die haben mich gesucht. Die haben gehört, dass ich in einem bestimmten Lokal in Düsseldorf war, und dort habe ich ja keinen Vertrag gehabt. Und so habe ich ein Taxi bestellt, habe meine Bassgeige hineingegeben und bin nach Frankfurt gefahren.

War es für Sie eigentlich von Anfang an klar, dass Sie Musiker werden?

Ja, als ich in Deutschland war, auf alle Fälle, weil ich dort am Abend schon Geld verdienen konnte. Am Tag habe ich noch weitergelernt. In Deutschland – in Frankfurt – habe ich nicht nur in Zigeunerkapellen gespielt, sondern auch in Nachtlokalen, wo ich ein Programm habe begleiten müssen. Alles Mögliche, von Dixieland bis Jazz. 1962 bin ich dann über einen weitläufigen Verwandten nach Rom gekommen und die nächsten zehn Jahre dort geblieben. Mein Verwandter war Geiger und hat auch Horvath geheißen. Er war mit einer italienischen Gräfin zusammen. Heute lebt nur noch seine Schwester, alle anderen sind bereits gestorben.



Familie Horvath; v. l. n. r.: Wilhelm, Mutter Katharina, Vater Geza | V. l. n. r.: Ehefrau Rosemarie, Schwester Irene, Mutter Katharina, Langental, 1957

Und haben Sie alle Mitglieder der Romakapelle bereits gekannt, als Sie nach Frankfurt gekommen sind?

Ja, der Pischto hat Bratsche gespielt, der Ernö Zymbal und die anderen waren alle aus Ungarn.

Es waren also ungarische Roma und Burgenland-Roma?

Ja, und ich habe noch jetzt Verbindungen zu den Ungarn, vor allem zu den Budapester Zigeunermusikern – alle hervorragende Musiker und viele von ihnen kennen mich noch von früher. Die beste Kapelle zurzeit ist „Buko Karon“, dort sind die besten Musiker. Und weil ich sie noch einmal hören wollte, sind wir zu einem Konzert gefahren. Plötzlich kommt der Buko von der Bühne herunter, stellt sich neben meine Frau und spielt für sie.

Das sind schöne Erlebnisse.

Ja, und ich muss ehrlich sagen, obwohl ich jetzt krank bin, bin ich zufrieden mit meinem Leben. Im April [2006] werde ich 72 – ich habe schöne Zeiten erlebt. Ich habe viel vom Ausland gesehen. Am schönsten war es in Lugano; klein, aber wirklich fein.

Wann haben Sie geheiratet?

Am 1. September 1960 sind wir in Krefeld [Nordrhein-Westfalen, Deutschland] angekommen, haben die Papiere eingereicht und am 2. September geheiratet. Danach waren wir für längere Zeit in Düsseldorf, und dann hat die große Tournee begonnen. Wir waren zwei Monate auf Tournee – mit dem Budapester Zigeunerorchester. In Bremen haben wir zwei Schallplatten produziert. Dann sind die kleineren Tourneen und Operetten-Tourneen gekommen.

Haben Sie besondere Auftritte oder besondere Erlebnisse in Erinnerung?

Ja, das kann man wohl sagen. Es gibt kaum einen Schauspieler oder eine Schauspielerin, die ich nicht persönlich kenne, für die ich nicht gespielt habe. Speziell im „Piccolo Budapest“ in Rom. Dort war, viele wissen es nicht, die Gina Lollobrigida oft zu Gast, sie war damals noch jung. Sie ist zu uns ins Lokal gekommen – normalerweise hatten wir bis ein Uhr auf, dann war Schluss –, sie war damals um die 40 und hatte einen jungen Burschen bei sich, der war vielleicht 20. Und dann haben sie angefangen zu trinken, bis morgens um halb fünf. Ich habe viele der großen amerikanischen



Rosemarie und Wilhelm Horvath, 1960 | Als Bassist der „Banda Horvath“ im „Piccolo Budapest“ in Rom, 60er-Jahre

Schauspieler kennen gelernt: Lex Barker, Carry Grant und Tony Curtis. Es existiert sogar ein Foto von mir und Tony Curtis. Seine Tochter war damals noch ganz klein, sie ist neben mir gesessen, wo ich gespielt habe. Ich habe viele große Dirigenten getroffen: den Lovro von Matačić [*jugoslawischer Dirigent und Komponist, geb. 1899, gest. 1985*], den Herbert von Karajan, viele. Wenn ich die Bilder alle aufstellen wollte, müsste ich das Haus nochmals vergrößern.

Haben Sie auch in Filmen mitgespielt?

Ja, aber die haben sie hier noch nicht gezeigt. Und Fernsehaufnahmen haben wir auch gehabt. In Jugoslawien, zusammen mit jugoslawischen „Zigeunern“, haben wir die Musik zu „Andremo in città“ [*Spielfilm von Nelo Risi, 1966*] gemacht. Der Film war schon aufgenommen, und wir haben die Untermalung gemacht.

Wie viele Sprachen sprechen Sie jetzt?

Als Kind habe ich bereits Kroatisch, „Zigeunerisch“, Deutsch und Ungarisch gesprochen, und dann ist noch Italienisch dazugekommen. Wenn du eine slawische Sprache kannst, verstehst du die anderen auch. Das war schon wichtig, dass ich mit vier Sprachen aufgewachsen bin. Und wenn man heute die Eltern so

sprechen hört, „Meine Tochter geht auf diese und jene Schule“, sage ich darauf: „Wissen Sie, wo die größte und beste Schule im Burgenland war? So eine große Schule gibt es heute nicht mehr. Sie war in Langental. Dort bin ich mit vier Sprachen aufgewachsen.“ Jetzt sprechen die Jugendlichen nicht mehr Ungarisch und auch nicht mehr „Zigeunerisch“. Die Kinder meiner Schwester können weder „Zigeunerisch“ noch Ungarisch, nur noch Kroatisch und Deutsch.

„ZIGEUNERISCH IST MEINE MUTTERSPRACHE“

Was würden Sie als Ihre Muttersprache bezeichnen?

„Zigeunerisch“. Wenn ich aus dem Urlaub heimgekommen bin und die Mama mit mir „zigeunerisch“ gesprochen hat, habe ich oft auf Italienisch geantwortet, und sie hat mich dann immer ausgebessert. Sie hat sich gern auf „Zigeunerisch“ unterhalten. Wenn der Dolfi [*Adolf Papai*] auf Besuch kommt, sprechen wir auch „zigeunerisch“. Aber sonst habe ich keine Gelegenheit. Ich meine, ich verstehe alles auf „Zigeunerisch“, aber der Dolfi spricht ja auch mit seiner Frau nur „zigeunerisch“.



„Banda Horvath“ im „Piccolo Budapest“ in Rom, 60er-Jahre

Welche Erfahrungen haben Sie im Ausland gemacht, was das Verhältnis zu den Nicht-Roma – im Vergleich zu Österreich – betrifft?

Also, ich muss sagen, die Italiener vergöttern die „zingari“, vor allem dann, wenn sie Musiker sind. Etwas Feineres als die Italiener gibt es ja nicht. Wenn abends die Leute reingekommen sind, die Grafen und Barone, haben sie nicht gewartet, sondern zuerst begrüßt: „Buona sera, Maestro!“ Egal wo. Wir haben auch viel privat für die italienischen Grafen gespielt.

Es hat keine Probleme gegeben?

Nein, überhaupt nie. Auch in Deutschland nicht, muss ich sagen. Wenn man Musiker ist, sagt keiner mehr: „Schau, der Zigeuner!“ Dann sagen sie: „Schau, der Musiker, der Künstler!“ Hier in Österreich ist es anders. Da kannst du der größte Künstler sein, am Ende bist du doch nur „der Zigeuner“. In Ungarn ebenso. Solange du gut bist, solange du spielst, mögen sie dich, aber sobald du dich umdrehst, bist du der „cigán“. Viele meinen es nicht böse, aber viele sagen es auch abschätzig.

Waren Sie eigentlich froh, als Sie mit 18 von Österreich nach Deutschland gegangen sind?

Eigentlich nicht. Wenn man noch ein halbes Kind ist, dann ist man am liebsten zu Hause. Aber hier habe ich keine Zukunft gehabt, ich hätte hier nicht leben können. Es hat ein paar Bälle, Kirtage und Hochzeiten gegeben, aber davon kann man nicht leben. Es wäre notwendig gewesen, noch einen zusätzlichen Beruf auszuüben, dann hätte man davon leben können – aber so? Ich hätte mich auch nicht weiterbilden können.

Aber Ihr Vater hat nach dem Krieg auch noch eine Zeit lang als Musiker gearbeitet?

Ja, und eine Zeit lang habe ich noch mit dem Vater gespielt, ich bin zu ihm in die Kapelle gekommen. Sieben Mann waren wir. Das war keine Musik mehr, das war schon Arbeit. Ich meine, wenn ein Musiker um drei Uhr nachmittags anfangen und bis zwei Uhr nachts spielen muss, ist das zu viel. Musik soll nicht länger dauern als eineinhalb bis zwei Stunden, dann macht man es mit Vergnügen, aber acht oder zehn Stunden sind zu viel.

Was war für Sie die schönste Zeit? War das in Italien oder Deutschland?

Italien hat mir schon besser gefallen als Deutschland. Da waren wir lange und hatten viele Bekannte. Sonntag habe

ich Ruhetag gehabt. Ich habe dann geübt, und einmal hat mich ein benachbarter Arzt dabei gehört und mich eingeladen, mit ihm und seinen Freunden zu spielen. Sie haben sich jeden Sonntag am Nachmittag getroffen, um gemeinsam Musik zu machen. „Maestro, haben Sie Lust, mit uns ein bisschen zu spielen und zu üben?“ Und da habe ich gesagt: „Ja.“ Er hat ein großes Haus gehabt mit einer eigenen Leinwand, einem Kino, und er hat die besten Filme gehabt. Der Film war noch nicht einmal im Kino, aber bei ihm haben wir die Filme schon gesehen. Er hat mir immer Geschenke gegeben und auch meine Frau eingeladen mitzukommen. Einmal habe ich von ihm 50.000 Lire extra bekommen, das waren damals 2.000 Schilling. Seine Freunde waren Geschäftsleute und Ärzte, sie haben einen Stock tiefer gewohnt. Wir hatten die Terrassenwohnung im vierten Stock. Einmal möchte ich dort noch hin.

Was glauben Sie, wie es sich weiter entwickeln wird: Wird die Sprache und Musik erhalten bleiben oder in den nächsten 20 bis 30 Jahren aussterben?

Ich glaube nicht, dass sie aussterben werden, das fängt sich wieder. Eine Zeit lang war es fast still, aber jetzt fängt die Jugend wieder an, sich zu interessieren. Genau wie in Ungarn. Vor drei bis vier Jahren war nichts, und jetzt fangen wieder viele an, Zigeunermusik zu spielen. Wenn irgendwo ein Zigeunerkonzert ist, kommen heute mehr Jugendliche als Ältere. Und bei uns, hoffe ich, wird es auch so weitergehen.



Wilhelm Horvath, Oberpullendorf, 2009

Wenn Sie die Möglichkeit hätten, noch einmal geboren zu werden: Würden Sie lieber als Rom oder als Gadscho, als Nicht-Rom, auf die Welt gekommen?

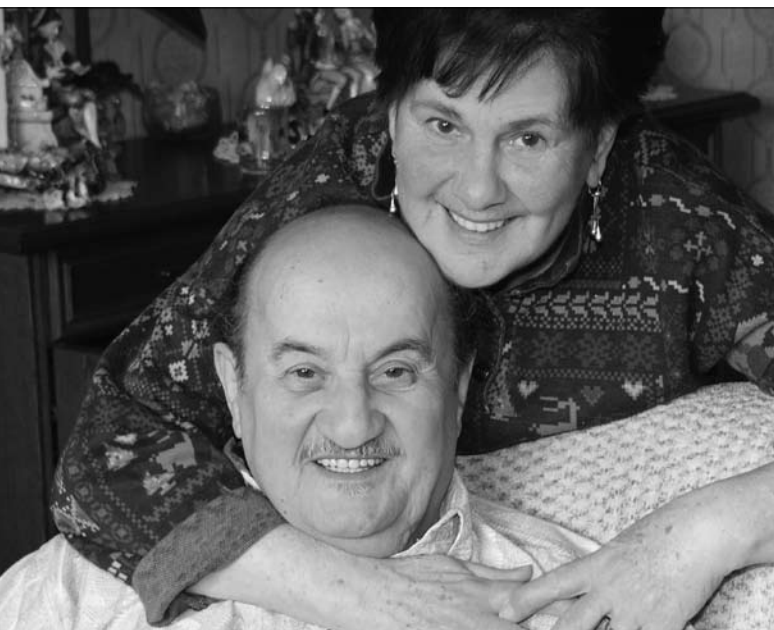
Schon als Rom. Das habe ich hier drinnen [Wilhelm Horvath zeigt auf sein Herz und lacht], verstehst du? Das kann man anderen nicht erklären. Ich sage mir immer, dass sie nicht umsonst so viele Lieder über „Zigeuner“ gemacht haben: „Was kann ich denn dafür, ein Zigeuner ist mein Herz“ [Wienerlied von Karl Föderl]. Und das stimmt.

WILHELM HORVATH ZUR PERSON

Wilhelm Horvath wurde 1934 in Langental (Gemeinde Großwarasdorf, Bezirk Oberpullendorf im Burgenland) geboren. Die Größe der Siedlung, deren kleine Häuser nur Zimmer und Küche umfassen, setzt Herr Horvath mit 70 Personen vergleichsweise niedrig an. Auch für die neun Mitglieder der Familie Horvath stand lediglich ein Schlafzimmer

zur Verfügung, obwohl es ihnen aufgrund des Musikerberufs des Vaters materiell geringfügig besser als den meisten anderen Burgenland-Roma ging. Musiker genossen zudem ein höheres Ansehen bei den Nicht-Roma. Wilhelm Horvath erzählt, dass es gelegentlich auch zu Kontakten und Freundschaften zu Nicht-Roma kam, wenngleich „die Mehrzahl [...] gegen die ‚Zigeuner‘“ war.

Wilhelm Horvath bezeichnet das mehrsprachige Aufwachsen in Langental heute als „die beste Schule“. Schon als Kind erlernte er die vier in der Region



*Rosemarie und Wilhelm Horvath,
Oberpullendorf, 2006*

gebräuchlichen Sprachen – Roman (Burgenland-Romani), Deutsch, Ungarisch und Kroatisch –, und profitierte von diesen Sprachkenntnissen sein Leben lang.

Dass er die NS-Zeit überhaupt überlebte, hatte er dem Geschick und den guten Kontakten seines Vaters zu verdanken. 1940 wurden nahezu alle Bewohner der Roma-Siedlung Langental ins „Zigeunerlager“ Lackenbach transportiert – unter ihnen auch die Großmutter Wilhelm Horvaths, deren Versteck von einem benachbarten Nicht-Rom verraten wurde und die zwei Wochen später in Lackenbach verstarb.

Die Familie Horvath war zwei Jahre in Lackenbach interniert, blieb jedoch von den ärgsten Repressalien verschont. Wilhelm Horvaths Vater wurde außerhalb des Lagers im Meierhof (bei Unterpullendorf) eingesetzt, und es gelang ihm gelegentlich, Nahrungsmittel für seine Familie ins Lager zu schmuggeln. Dank der Intervention von Herrn Kautz, dem er als Zwangsarbeiter zugeteilt war, konnten im Oktober 1942 alle Familienmitglieder den Lagerkomplex verlassen und in den Meierhof nachkommen. Die Familie Horvath entging damit der drohenden Deportation nach Auschwitz-Birkenau. Familie Horvath und Fami-

lie Kautz blieben bis heute eng miteinander verbunden, was nicht zuletzt darauf zurückzuführen ist, dass ein Bruder Wilhelm Horvaths 1945 die Familie Kautz vor einem betrunkenen russischen Soldaten rettete.

1945 kehrte die Familie Horvath heim nach Langental, und Wilhelm Horvath konnte die verlorenen Schuljahre nachholen. Da er ein ausgezeichnete Schüler war, konnte er innerhalb von zwei Jahren vier Klassen absolvieren. Mit 14 Jahren entschloss er sich, der Familientradition zu folgen und Musiker zu werden. Sehr bald wurde man auf sein Talent als Bassist aufmerksam. Im Unterschied zu den meisten bemerkenswerten Roma-Musikern aus dem Burgenland hatte Wilhelm Horvath jedoch die Möglichkeit, ein Konservatorium zu besuchen. Seine Zielstrebigkeit ließ ihn in den kommenden Jahren zu einem hervorragenden und begehrten Musiker reifen, der keine Schwierigkeiten hatte, von namhaften Kapellen engagiert zu werden.

Bereits 1948 ging Wilhelm Horvath nach Deutschland und fand Aufnahme in einer bekannten Roma-Kapelle. Er berichtet von keinerlei Schwierigkeiten, die mit der Migration verbunden gewesen wären. Auch was die Beziehung zu Nicht-Roma betrifft, hatte er in Deutschland kaum Probleme; in seiner Heimat hingegen hätte es diese sehr wohl gegeben, weil man in Österreich „der größte Künstler sein [kann], am Ende bist du doch nur der ‚Zigeuner‘“.

In Deutschland führte Wilhelm Horvath von Beginn an ein zufriedenes Leben, verdiente gut, und war – mit Auftritten, Schallplatten und Operettentourneen – äußerst erfolgreich. 1960 heiratete er und zog zwei Jahre später mit seiner Frau nach Rom. Es dürfte ein mondänes Leben gewesen sein, das sich für das junge Ehepaar dort einstellte: Kontakte zum großbürgerlichen und adeligen Milieu waren selbstverständlich, Wilhelm Horvath war an internationalen Filmproduktionen beteiligt und lernte – etwa im „Piccolo Budapest“, wo er engagiert war – einflussreiche und berühmte Künstler und Schauspieler (wie Gina Lollobrigida oder Tony Curtis) kennen.

Wilhelm Horvath hat seine aktive Karriere als Musiker beendet und lebt seit einigen Jahren mit seiner Frau wieder im Burgenland.

BILDQUELLENNACHWEIS: Privat: 1, 9, 10, 11, 12 | Julius Horvath: 3, 13 | Burgenländisches Landesarchiv: 5a | Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstandes: 5b | Roma-Service: 6, 7a, 8, 14 | Kulturverein Österreichischer Roma: 7b

IMPRESSUM: *Projektleitung:* Emmerich Gärtner-Horvath | *Inhaltliche Verantwortung:* Michael Teichmann
Aufnahmeteam: Emmerich Gärtner-Horvath, Josef Schmidt, Michael Teichmann, Christine Wassermann
Kamera: Christine Wassermann | *Ton:* Josef Schmidt | *Sprecher/innen:* Tatjana Berlakovich, Anton Burits, Martin Ganster | *Musik:* Loyko | *Schnitt:* Bernhard Karall | *Textliche Bearbeitung:* Ursula Glaeser, Michael Teichmann, Roman Urbaner, Michael Wogg | *Übersetzungen:* Josef Schmidt | *Lektorat:* Ursula Glaeser, Roman Urbaner | *Printgestaltung:* Marcus Wiesner | *Druckerei:* Walladruck | ISSN: 2075-6976

KOOPERATIONSPARTNER: Phonogrammarchiv der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, <http://www.phonogrammarchiv.at> | [Romani] Projekt - Universität Graz, <http://romani.uni-graz.at/romani>

FÖRDERGEBER: **BUNDESKANZLERAMT** ■ **ÖSTERREICH**
AUS MITTELN DER VOLKSGRUPPENFÖRDERUNG

 **Nationalfonds der Republik Österreich**
für Opfer des Nationalsozialismus



EVANGELISCHE
SUPERINTENDENTUR
DER DIÖZESE A. B.
BURGENLAND

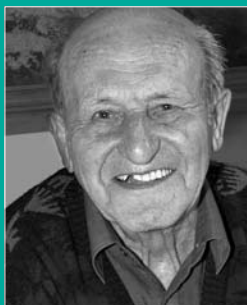
LEBENSGESCHICHTEN BURGENLÄNDISCHER ROMA

Mri Historija



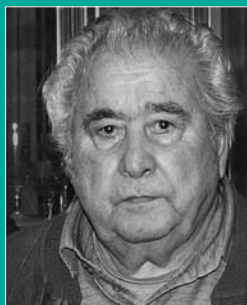
Walpurga Horvath
*1923 | TRAUSDORF

d|ROM|a SR 01/15



Anton Müller
*1924 | ZÄHLING

d|ROM|a SR 02/15



Johann Baranyai
*1926 | HEILIGENKREUZ

d|ROM|a SR 03/15



Karl Sarközi
*1928 | ZÄHLING

d|ROM|a SR 04/15



Anton Papai
*1928 | HOLZSCHLAG

d|ROM|a SR 05/15



Adolf Papai
*1931 | LANGENTAL

d|ROM|a SR 06/15



Wilhelm Horvath
*1934 | LANGENTAL

d|ROM|a SR 07/15



Janos Horvath
*1940 | KUKMIRN (?)

d|ROM|a SR 08/15



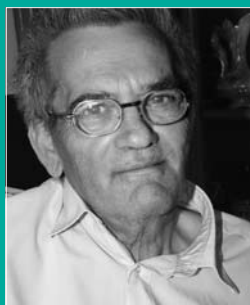
Koloman Baranyai
*1941 | KATZELSDORF, NÖ

d|ROM|a SR 09/15



Rudolf Sarközi
*1944 | LACKENBACH

d|ROM|a SR 10/15



Josef Horvath
*1944 | KIRCHBERG, NÖ

d|ROM|a SR 11/15



Margarethe Baranyai
*1947 | D'KALTENBRUNN

d|ROM|a SR 12/15



Karl Horvath
*1950 | EISENSTADT

d|ROM|a SR 13/15



Johann Baranyai
*1953 | GRITSCH

d|ROM|a SR 14/15



Ludwig Horvath
*1955 | OBERWART

d|ROM|a SR 15/15